



Anfang April ist solcher Anblick möglich / Phot. C. A. v. Treuenfels

42 Sauschwarten in einem Teppich Dr. HELMUTH HENDEL

Ganz allein liegt sie da neben meinem alten Schreibtisch, diese Sauschwarte. Nur ein schwacher Überläufer, aber gut gegerbt und erbeutet von einem guten Freund in einer kleinen westfälischen Fichtenschonung. Nur ein schwacher Überläufer. Für mich ist er stellvertretend für 42 Überläufer, auch starke und stärkste Sauen, die vor drei bis vier Jahrzehnten in weiten hinterpommerschen Wäldern geschossen wurden und ihre Schwarte für den Teppich in der Diele meines geräumigen Gutshauses, dahinten im Kreise Rummelsburg, hergegeben hatten. Nur in diesen schwarzwildgesegneten Gefilden war ein solcher Teppich leicht möglich. Ich denke oft an ihn, aber ich trauere ihm nicht nach. Auch in einem 4 $\frac{1}{2}$ -Zimmer-Häuschen läßt sich's leben. Nur für 42 Sauschwarten hinterpommerschen Kalibers ist da kein Platz.

Jegliches Wild trägt eine dünne Sommer- und eine dicke, dunklere Winterdecke. Doch die dickste „Winterdecke“ hat das Schwarzwild, und das muß es auch. Rot- und Rehwild äsen Gras und Kräuter, und wenn diese im Winter auch noch so sehr eingetrocknet sind, etwas Nahrung geben sie doch. Dazu kommt das Heidekraut, das mit seinen fettreichen Samenkörnern besonders dem Rotwild eine gute Winteräsung gibt, auch wenn der Winter noch so lange dauert.

Das alles haben die guten Sauen nicht. Sie leben in der wärmeren Jahreszeit von allerlei Getier, das sie unter der Moosdecke oder in der Ackerkrume finden, und von den Feldfrüchten, die darüber wachsen. Und bei Frostwetter von Bucheckern und Eicheln, die unter dem alten Laub liegengelieben sind, vielleicht auch von dicken Farnwurzeln. Auch auf dem Acker bleibt von der Ernte immer etwas zurück. Oft denke ich an den Winter 1928/29, den bisher kältesten Winter unseres Jahrhunderts. Dieser Winter dauerte von November bis Anfang April mit Eis und Schnee. Am Morgen des 9. Februar 1929 hatten wir 42 Grad Celsius Frost. Die wurden nicht mehr mit dem üblichen Quecksilberthermometer gemessen, sondern mit einem Weingeistthermometer der nächsten Wetterstation, wie es sonst nur bei Nordpolforschern üblich war.

Man konnte nur Heu und Hafergarben füttern, alles andere froh steinhart zusammen. Beim Rehwild gab es größere Verluste, nicht aber beim Rotwild. Es kam nicht etwa in die Nähe menschlicher Siedlungen, wie oftmals anderswo, sondern äste Heidekraut. Und das Schwarzwild? Überall im Laubwald brach es nach den letzten Früchten, aber unglücklicherweise hatte es im Herbst vorher wenig Buchen- und Eichenmast gegeben. Dafür boten die alten Kartoffeläcker ein eindrucksvolles Bild: Überall hatten die Sauen den Schnee durchgepflügt, hatten ihn mit ihrem Gebrech bei 30 Grad Kälte immer wieder durchfurcht, um hier und da vielleicht einmal eine liegengeliebene, steinhart gefrorene Knolle zu finden. Davon lebten sie wochenlang! Solch' ein hartes Wild nur konnte sich trotz aller Verfolgungen seit fernsten Germanenzeiten bis heute erhalten!

Um den Winter zu überdauern, brauchen unsere Sauen nicht nur eine dicke Schicht Weißes, das sie sich in der guten Jahreszeit zulegen, sondern auch eine Winterschwarte, wie sie kein anderes Getier unserer Heimat trägt. Sie besteht aus dickem, dichtem „Wollhaar“ unmittelbar auf der harten Schwarte und aus fast ebenso dichten Grannen und Borsten über der Wolle. Die Krönung bilden schließlich die schwarzbraunen Federn im Genick und auf dem Rücken. Die Grannenhaare können verschiedenfarbig sein, heller oder dunkler, und das hat für mich so eine gute Winterschwarte, dick wie eine Matratze, immer so interessant gemacht. Für den alten Keiler ist sie in manchem Winter viel wichtiger als sein noch so langes „weißblitzendes Gewaff“.

Und „darum tadle keiner mich“, daß ich hier einmal nicht von den stärksten Keilergewehren schreibe, sondern von den besten Winterschwarten.

42 Schwarten, aber nur die Rückenstücke mit dem dunklen Rückenstrich, 40 x 60 cm groß, fest aneinandergenäht, und zweigeteilt der ganze Teppich, sonst wäre er zu unhandlich geworden – das war ein seltenes Erinnerungsstück. Ich möchte allen Revierinhabern, die heute noch das Glück haben, Schwarzwild zu hegen und zu jagen, raten, gute Winter-

schwarten zu sammeln für einen Teppich. Es brauchen ja nicht gleich 42 zu sein.

Wie oft bin ich langsam und nachdenklich über den Teppich gegangen und ließ mir von ihm erzählen. Er war so weich, weicher, als jeder Perser, „ein Teppich, in dem der Fuß und das Füßchen versinkt“, so lautete einmal eine Teppichreklame, und dies meinte einmal auch eine charmante junge Dame, als ich sie über den Teppich führte, vor etlichen Jahrzehnten schon. Es wurde ein langer Weg von der ersten Schwarte an mit mancherlei Verkehrsstockungen, an denen die Sauen unbeteiligt waren, bis wir endlich bei Nr. 42 angelangt waren. Die junge Dame hatte sich manchmal gebückt, um die solide Arbeit zu bewundern – und ich auch. Solche Arbeit gab es in Berlin ja schon lange nicht mehr.

Mit Ahle und Schustergarn hatten wir die harten Schwarten dicht aneinander befestigt. Bei dem dicken Pelzwerk war aber von diesen Nähten nichts zu sehen. Natürlich durfte es nicht „überwendlich“ sein, wie es in der Schneidersprache heißt. Eine vollkommen glatte Fläche war das Ganze. Zu Anfang wollte ich helle und dunkle Decken schachbrettartig miteinander vereinen. Aber daraus wurde nichts mehr. Die dunklen sind zu selten. Wie überall im Leben, so überwiegen auch hier die mittelfarbigen zwischen hell und dunkel.

Interessiert beugte sich die junge Dame über eine ganz dunkle Decke gleich vorn am linken Flügel der ersten Viererreihe, und ich hatte einige Mühe, ihre schönen blauen Augen von der niederwallenden dunklen Haarpracht zu befreien.

Diese erste Schwarte war das Glanzstück der Sammlung: Die meisten ihrer fast schwarzen Grannenhaare hatten kleine silbergraue Enden, fast wie ein erlesener Gamsbart. Unter den vielen hundert Sauen, die ich im Laufe von 22 Jahren in Hinterpommern auf der Strecke liegen sah, habe ich ähnliches nie wieder gefunden.

Es war eine herrliche Wildjagd in einem riesigen Waldrevier östlich Neustettin im Winter 1933. Alles klappte wie am Schnürchen, nur der Schnee war manchmal zu viel, und die Sauen wollten eben nicht recht aus ihren Dickungen heraus. Ich hatte einen recht hoffnungsvollen Stand am Rand einer

guten, etwa 15jährigen Kiefern Schonung, die unten stark mit struppigen, dichten kleinen Fichten durchsetzt war. Das richtige für die Sauen.

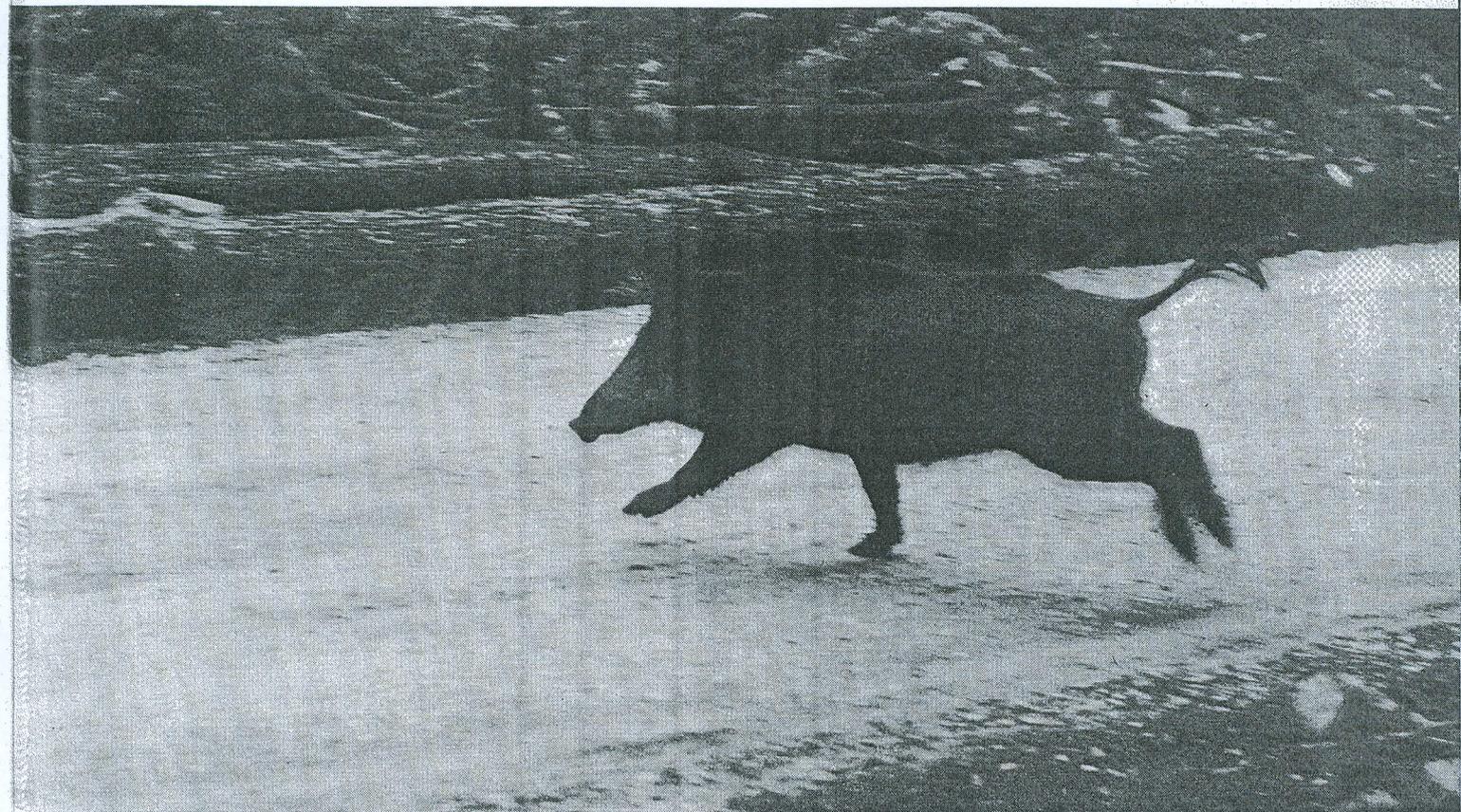
Da kommt auch schon eine. Fast unhörbar schiebt sich eine dunkle Masse durch das Geknick und Gesträuch, verhält auf 20 Schritt dicht am Schonungsrand. Eifrig arbeitet der Pürzel hin und her. Das ist nämlich das einzige, was zu sehen ist. Halb im Anschlag halte ich den Drilling. Aber die größere Ausdauer liegt bei der Sau, nicht in meinen Armen. Offenbar sichert sie nach hinten, wo die Dackel jiffen und die Treiber brüllen. Dann ebbt der Lärm etwas ab, und leise, wie gekommen, schiebt sich der dunkle Wildkörper auf der eigenen Fährte wieder zurück nach dorthin, wo er hergekommen war. Unmöglich, in dem dichten Zeug einen Schuß loszuwerden. Dafür mache ich Zielübungen auf der breiten Schneise. Bildschön müßte das sein, wenn – ja, wenn eine käme, und wenn's nur ein Frischling wäre. Immer wieder schwinge ich mit, mit diesem Wunsch- und Traumgebilde.

Plötzlich hebt hinten am Pickofen-Bach wieder ein gewaltiger Lärm an. Bei mir aber bleibt alles ruhig, nur ein Eichelhäher rätscht und wippt dann über die Schneise. Aber da ist er ja wieder, der dunkle Kasten! Diesmal ist außer dem Pürzel wenigstens ab und zu das Gebrech zu sehen. Donnerja – eine beeindruckende Rückenlänge liegt dazwischen. Offenbar denkt die Sau über die Lage nach, und der Treiber- und Hundelärm kommt näher, nur etwas gedämpft vom dicken Schnee. Und jetzt – rüber über die Schneise, was die Läufe hergeben wollen! Aber er hatte Pech, der gute Kujel. Zu gut hatte ich vorher geübt, da half auch die schnellste Flucht nichts mehr. Kurz vor den Randfichten auf der drübere Seite schnellten seine Läufe zum letzten Mal.

Gleich darauf wurde das Treiben abgeblasen, und dann stand ich vor diesem drei- bis vierjährigen pechschwarzen Keiler und staunte immer wieder. Ebenso unhörbar wie er waren die Nachbarschützen im tiefen Schnee herangekommen. „Waidmannsheil zum Moorkujel!“ rief einer von weitem.

Um mir die kostbare Schwarte zu sichern, kaufte ich am Abend beim Jagdherrn das ganze Stück für 62 Reichsmark

Flüchtige Bache / Phot. Manfred Danegger



und schickte es gleich an meinen Wildhändler Groth in Stolp, der mir von allem Schwarzwild, das ich ihm lieferte, jede gewünschte Schwarte immer sauber zurückschickte. Für ihn war sie ja wertlos. Zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben hatte ich mich im Zwischenhandel betätigt. 2,50 Reichsmark habe ich dabei verdient! — Wir gingen bei der Besichtigung des Teppichs weiter von dieser Schwarte, die vielleicht in ein Museum gehörte, und traten auf zwei andere, eine hell, eine etwas dunkler, die ich immer einmal auswechseln wollte. Einmal waren sie Anfang November geschossen, also noch nicht so recht winterlich, zum anderen hatte ich ein etwas schlechtes Gewissen dabei. War es nächtliches Schießen, unfaire Überrumpelung...

Bis zum letzten Fixstern war der klare, spätherbstliche Nachthimmel überstrahlt und beherrscht von der vollen Mondscheibe. Ich sehe sie noch heute, als wäre es erst gestern gewesen, diese 300 Hektar Ackerland inmitten der großen Waldungen mit den kleinen Wiesen und Erlenbüschen darin, wo der Acker zu tief und zu feucht wurde, und mitten im Acker auf einer kleinen Anhöhe die uralte Buche, die jedem Sturm und Wetter trotzte, genau dort, wo im vorigen Jahrhundert einmal ein kleiner Bauernhof stand. Der blieb liegen, weil die Lohnarbeit in der benachbarten Ziegelei mehr bares Geld einbrachte als der karge Acker am Hof. „Bar Geld lacht immer“, soll der alte Bauer Mertens gesagt haben. Ja, für ihn und im Dorfkrug, aber nicht für seine Kinder. Die erben später weder blankes, klimperndes Geld noch gute, dunkle Ackererde.

Vor der Buche, inmitten der ganzen großen Fläche, liegt dieser rechtwinklige Acker, wohl an hundert Morgen groß. Er hatte in diesem Jahr Sommerroggen getragen. Der war gut geraten, aber dann kam dieses späte Getreide in ein besonders spätes, nasses Erntejahr hinein. Es war ein Jammer, daß die Getreidehocken wochenlang Zuflucht- und Nahrungsstätten für tausend und abertausend Mäuse und anderes Ungeziefer wurden. Endlich, gegen Ende September, sollten die letzten halb ausgewachsenen und ausgefressenen Garben abgefahren und dann der Acker gleich gepflügt werden.

Aber dazu war auch nicht gleich Zeit, schadete auch nichts, zumal die eingesäte Serradella sich in aller Nässe ganz schön entwickelt hatte. Ein Wildacker, wie man ihn nur wünschen konnte: liegende gebliebenes Korn, frische grüne Serradella — was wollte man mehr! Und noch eins kam hinzu: Die Mäuse! Sie hatten sich schon unter den Getreidehocken so wohl gefühlt, dann waren sie in die Erde hineingekrochen und hatten sich noch in später Jahreszeit vermehrt zu Tausenden oder Millionen. Grub man mit dem Spaten etwas nach, sogleich kam ein Nest mit rosiger, bohnen großer Mäusebrut zu Tage. Wo gab es sonst noch solche Leckerbissen für einen hungrigen Saumagen! — Sie kamen von allen Seiten.

Auf der einen Ackergränze kam ein schmaler Graben heraus, der ein wenig Wasser mitbringt. Ich gehe in ihn hinein, steige nach hundert Metern wieder etwas heraus und überschau die ganze Serradellastoppel, die da im Mondlicht glänzt wie Schnee: Ein Dutzend dunkle Klumpen, dazwischen Rehwild — eine Bache mit ihren fünf Frischlingen, eine Überläuferrotte, alle gleich stark, und auch zwei einzelne Stücke sind da. Die interessieren besonders, könnten ja einzelne Keiler sein; die Rauschzeit beginnt nämlich. Weiter hinten steht ein Rudel Rotwild: Kahlwild und schwache Hirsche. Wären sie näher, könnte man die Geweihe ansprechen. Auf die muß man aufpassen. Sicher ist ein Alttier dabei. Wenn dem irgend etwas nicht ganz geheuer ist, nimmt es nicht nur sein ganzes Rudel mit, sondern gleich auch alles andere, und leer ist die ganze Bühne. Dann kann ich mich mindestens eine Stunde lang auf den Grabenaushub setzen und warten, bis sie sich langsam wieder belebt.

Ich entscheide mich für den vorderen Einzelgänger. Der Lodenmantel bleibt im Graben, das Glas wird darauf gebettet. Drilling und Zielsechs genügen vollauf. Dazu kommen das „Zweiwein“, diese oben zusammengebundenen dünnen Zielstöcke, und ein Paar dünne, graue Handschuhe. Gebückt geht es auf den ersten dunklen Klumpen los. Der bricht da im Acker, freut sich der Mäuse, kümmert sich sonst um nichts, und bald höre ich, wie er vor Wonne schmatzt. 100 Schritt, 80, 60 Schritt. Die beiden Enden der leichten

Zielgabel bohren sich in den Acker, oben in der kurzen Gabel liegt der schwere Drilling in einer sicheren Auflage für den Schuß im Knien. Der Zielstachel sucht und findet die richtige Stelle, eine Handbreit unter dem Teller. Urplötzlich liegt der Kujel dort, wo er eben gestanden hatte. Der Schuß rollt über ihn hinweg. Aber den vernimmt er nicht mehr.

Ein guter dreijähriger Keiler ist es, genau wie angesprochen, bestens in Weiß und Wildpret, und das ist ja auch kein Wunder in dieser spätherbstlichen Zeit und bei diesem Fraß.

Ein halbes Mausest hat er noch im Gebrech. Wie immer breche ich ihn sofort von vorn bis hinten auf. Gerade beim Schwarzwild kommt es darauf an, daß das Wildpret schnell auskühlt. — Eigentlich schade um diesen guten Dreijährigen. Seine 180 Pfund wird er haben. Ob der wohl mal ein Hauptschwein geworden wäre, wenn...

„Wuff!“ — Ich sehe auf von der roten Arbeit. Kommen da doch auf 50 Schritt wieder zwei Überläufer an! „Uff...“ Sie halten an und überlegen anscheinend, was da auf ihrem Acker so höchst Seltsames geschieht. Ich greife nach hinten, nach dem Drilling. Nachgeladen ist er. Der volle Mond blendet im Zielfernrohr, aber dennoch kann ich bei der kurzen Entfernung dem schwächeren der beiden genau und sicher maßnehmen. Bei diesen 50 Schritt und dieser Auflage! Ja, daß er auch dazu herhalten mußte, der gute Dreijährige, vielleicht für seine eigenen Geschwister! Der eine der beiden stieb davon in die nahe Dichtung, der andere Überläufer liegt dort, wo er stand. Auch er hat keinen Schuß mehr vernommen. Eine Überläuferbache. Aber wer kann schon bei einem Überläufer in der Winterschwarte Keiler und Bache unterscheiden! Nicht einmal der alte Meister Snethlage, glaube ich.

Nach Hause ging ein nachdenklicher Jägersmann. War das eben waidgerecht? Dieser Doppelabschuß, auch wenn das Schwarzwild über Gebühr zugenommen hatte? Ich habe damals niemanden gefragt. Und jetzt sind es schon 33 Jahre her. Mehr denn ein Menschenalter, in dem Größeres geschehen ist.

Er hätte noch so viel zu erzählen, der alte, große Teppich, aber man hat ja heute so wenig Zeit. Trotzdem setze ich mich in Gedanken noch einmal vor den Kamin, wie früher so oft im jagdfrohen Kreise. Aber jetzt bin ich allein. Vor dem Kamin liegen drei besonders schöne gleichmäßige Schwarzen. Mein Freund Kurt hat sie erbeutet, seine junge Witwe hat sie mir zugeschickt, und ich habe ihnen einen besonders guten Platz gegeben; ausgewechselt gegen drei andere gleichgültige. Dieser immer fröhliche Jägersmann war als erster gleich zu Anfang des Krieges gegangen von allen denen, die hier vor den glühenden Buchenscheiten so manches gute Glas geleert hatten auf Wald und Wild, so wie wir deutschen Jäger das nie mehr erleben werden.

Ich sitze allein vor dem Kamin. Das letzte Buchenscheit züngelt ganz rechts, leuchtet ein wenig zur Seite. Da liegt auf der Ecke das „schönste“ Stück dieser Sammlung und auch eins der letzten. — Es war ein herrlich schöner Wintertag. Vier Treiben hatten wir schon hinter uns, aber nur ein Überläufer war zur Strecke. Der Schnee lag zu dick, die Sauen wollten nicht. Das letzte Treiben lag an der eigenen Gutsgrenze, auf einer breiten Schneise hatte ich gutes Schußfeld. Nur die rote untergehende Sonne blendete. Ein schwieriges Schießen, dachte ich mir. Aber zu weiteren Überlegungen blieb keine Zeit. Auf einmal wurde dicht vor mir ein Hund laut, und schon kam ein starker Keiler quer durch die letzten Kiefernknuseln und dann frei über die Schneise. Ich bin kein besonders guter Schütze, aber hier glückte es. Gerade als das schwere Haupt auf Korn und Kimme deutlich aufsaß, drückte ich ab, und im Schuß ging der Keiler über Kopf wie ein Hase. Dabei ließ die untergehende Sonne den stäubenden Schnee rosig aufleuchten.

Ich klappte den Drilling auf für eine neue 9,3 x 74. Wozu eigentlich? fragte ich mich: Das kehrt nie wieder; und ist auch nie wiedergekehrt. Es war einer der letzten.

Irgendwo in östlichen Weiten mag dieser Teppich, den wir einmal in froher Runde einen „ewigen Perser“ nannten, ein Ende gefunden haben. Ewig? Ja also, man könnte hier ja immer Altes durch Neues auswechseln, wenn es einmal nötig sein sollte, und nach menschlichem Ermessen wird es immer starkes Schwarzwild in den Wäldern östlich der Oder geben. Ja, aber — wir leben in einer irdischen Welt!